

# Die gute Frau von Moldau

Aus keinem Land Europas wandern so viele Junge ab. Viorica Sirbu pflegt die Alten, die zurückbleiben.

**Text:** Franziska Tschinderle · **Fotografie:** Martin Valentin Fuchs



Der Tag, als Feodora ihr Augenlicht zurückbekam, war der 11. März. Das Erste, was sie sah, war das Licht der Deckenlampe. Nach 17 Jahren in völliger Dunkelheit war es, als würde sie unter einer grellen Flutlichtanlage stehen. Ihre Hände waren faltiger, die Finger knochiger geworden. Und an ihrem Bett saß eine fremde Frau: braune Augen in einem freundlichen Mondgesicht, dunkelblonde schulterlange Haare, heller Teint, dezent geschminkte Lippen. All die Jahre, in denen sie blind gewesen war, hatte sie nur ihre Stimme gehört. Jetzt nahm sie das junge Gesicht in ihre gealterten Hände und küsste die Stirn. »Du bist genauso schön, wie ich dich mir vorgestellt habe, Viorica«, sagte Feodora. Und beide begannen zu weinen vor Glück.

Es sind Momente wie dieser, die Viorica Sirbu davon abhalten, ihre Heimat zu verlassen. Die 42-jährige ist Altenpflegerin in Moldau, dem ärmsten Land Europas. Während des Zerfalls der Sowjetunion erklärte der Staat zwischen der Ukraine und Rumänien seine Souveränität. In der Hauptstadt Chişinău hängen Anfang Oktober Plakate in den Staatsfarben Rot, Gelb, Blau, die auf das 25-jährige Jubiläum der Unabhängigkeit aufmerksam machen. In der Bevölkerung aber ist von Euphorie wenig zu spüren. Aufgrund mangelnder Jobaussichten und der weitverbreiteten Korruption kehren immer mehr Menschen der jungen Republik den Rücken. Von den 4,3 Millionen Einwohnern, die das Land 1991 zählte, sollen nur noch 2,9 Millionen übrig sein. Prognosen erwarten, dass die Bevölkerung bis

2050 um weitere 41 Prozent sinken wird, 31 Prozent allein durch Migration. Die Einwohnerzahl soll dann nur noch bei 1,7 Millionen liegen – weniger, als Wien heute hat.

Viorica kümmert sich um die, die zurückbleiben. Die Folgen der Arbeitsmigration haben Moldau den Titel »Land ohne Eltern« eingebracht, aber sie sichern auch ihren Job als Ersatzmutter – finanziert von ausländischen Sponsoren wie dem österreichischen Sozialministerium und der Diakonie, weil der moldauische Staat es sich nicht leisten kann. Seit April 2014 dürfen Moldauer pro Halbjahr neunzig Tage in der EU verbringen, eine Arbeitsgenehmigung ist damit nicht verbunden. Die Visafreiheit birgt vor allem Vorteile für reiselustige Jugendliche und Studenten, die Freunde besuchen oder an einem Austausch teilnehmen wollen. Wer länger als die neunzig Tage bleibt, hält sich illegal in der EU auf und kann ausgewiesen werden. Positive Folgen sind laut Moldaus Familienministerium aber, dass »Kinder heute in der Regel nicht länger als drei Monate von zumindest einem Elternteil getrennt sind, weil sich Ehepartner untereinander abwechseln und regelmäßig zurückkommen«. Die in Moldau inzwischen gängigere Lösung ist, sich einen rumänischen Pass ausstellen zu lassen – derzeit die einzige legale Möglichkeit, in der EU zu arbeiten. Vor der Annexion durch die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg gehörte das Gebiet der heutigen Republik Moldau zu Rumänien, was es für Moldauer nun einfach macht, eine Staatsbürgerschaft zu bekommen.



Aber mit jedem jungen Erwerbstätigen, der das Land verlässt, verschlechtert sich das Leben der Alten. Niemand in Moldau lebt häufiger unter der Armutsgrenze als die Menschen über sechzig. Das liegt einerseits an ihrer Pension, die oft nicht mehr als fünfzig Euro im Monat ausmacht, andererseits an der Abwesenheit der Kinder, die damit für die Betreuung im Haushalt fehlen. Paradoxerweise arbeiten moldauische Frauen zumeist als Pflegekräfte in reicheren Ländern wie Italien, Spanien und Portugal, während sie die eigenen Eltern zurücklassen. In den ländlichen Regionen Moldaus verfallen ganze Dörfer infolge der Abwanderung. Zurück bleiben windschiefe Hütten, verwachsene Gärten und alte Bauernhöfe, in denen es oft weder fließendes Wasser noch Strom gibt. Viorica kennt viele dieser Dörfer aus ihrer Kindheit. Sie wurde 1972 in Străşeni, einer Kleinstadt zwanzig Kilometer von Chişinău entfernt, geboren.

#### Vierzig Besuche pro Woche

Es war das Jahr, in dem die Fußballmannschaft der UdSSR das EM-Finale gegen die Bundesrepublik Deutschland verlor. Viorica wuchs in dem System auf, das Zweiter geworden war, zusammen mit ihrer Mutter und zwei Geschwistern. Der Vater starb, als sie neun Jahre alt war, später erkrankte die Mutter an Diabetes. Die letzten fünf Jahre ihres Lebens musste sie gepflegt werden, mehr als ein Jahr lang war sie bettlägrig. Nach dem Tod der Mutter beschloss Viorica, die früher als Buchhalterin gearbeitet hatte, selbst Pflegerin zu werden. Fortan kümmerte sie sich um fremde Menschen, die ihr schon bald vertraut wurden. Und doch war es nie wieder so wie damals mit der eigenen Mutter.

»Zu Beginn war jeder Tod eine kleine Tragödie. Als würde jemand aus meiner eigenen Familie sterben«, sagt sie. »Heute habe ich gelernt, eine Distanz zu meinen Klienten aufzubauen. Auch zum Schutz für mich selbst.«

Acht Menschen besucht Viorica am Tag, vierzig in der Woche. Seit acht Jahren. Jeden Morgen frühstückt sie mit ihrem Kollegen, dem Krankenpfleger Andrei, in der Zentrale: schwarzen Kaffee, pikante Omelettes, aufge-

*»Zu Beginn war jeder Tod eine kleine Tragödie. Als würde jemand aus meiner Familie sterben.«*

schnittene Apfelstücke. Um zehn Uhr zieht sie die blaue Windjacke an, knotet die Haare zusammen und tauscht die Dior-Pantoffeln gegen klobige Wanderschuhe. Wenige Minuten später wird sie auf dem Beifahrersitz eines alten russischen Niva Chevrolet mit Vierradantrieb hin und her geschüttelt, den Andrei über unbefestigte Straßen lenkt. Viorica plaudert die ganze Wegstrecke über. Nur wenn der Geländewagen ein Marterl



Auf dem Weg ins Zentrum von Străşeni.

passiert, verstummt sie, macht ein Kreuzzeichen und senkt leicht den Kopf.

Am Montag ist die achtzigjährige Maria Sargu an der Reihe, deren Tochter in Frankreich lebt und seit fünf Jahren nicht mehr angerufen hat. Am Dienstag schaut Viorica bei Elizaveta, 84, vorbei, die von den Nachbarn aufgenommen wurde und seither in einem dunklen Einzelzimmer lebt. Am Mittwoch lädt sie das Handygut haben von Nina, 84, auf, die ihre Tochter anrufen möchte, die in der Ukraine arbeitet. Am Donnerstag klopft sie an die schiefe Hütte von Dimitri, 89, der vor zwei Wochen das erste Mal in seinem Leben Strom bekommen hat. Viorica besucht Menschen, deren Dach eingebrochen ist und die ihre Häuser mit feuchtem Lehm abdichten müssen. Wer ihr über die Schulter schaut, merkt, dass sie eine Gabe dafür hat, die Menschen abzulenken. Sie bewundert jedes Detail von Maria Sargus Gartenzaun, den die alte Frau trotz ihres Alters frisch gestrichen hat. Kostet Hühnersuppen, erkundigt sich nach Fallobst und Marmeladen, macht Komplimente, lässt sich alte Familienporträts zeigen. Viorica motiviert die Alten, das Beste aus ihrem Alltag herauszuholen. Und sei es eine dottergelbe Sonne an einem morschen Gartenzaun.

»Schlimm wird es erst dann, wenn die Leute aus Kummer zu trinken beginnen«, sagt Viorica. Geht es um Alkohol, gibt es für die sonst sanfte und diplomatische Helferin keine Kompromisse. Wer sich nicht dabei helfen lassen will, die Sucht zu überwinden, wird nicht mehr besucht. »Manche haben den Unterschied bemerkt und wegen mir aufgehört«, sagt Viorica. Für viele in den Dörfern ist sie die einzige Bezugsperson. Sie wischt den Boden, bringt Essenspakete, hängt die frische Wäsche auf und schneidet Haare. Vor allem aber hört sie zu, bringt zum Lachen und umarmt. »Für die meisten von ihnen bin ich wie eine Tochter«, sagt sie.

#### Der Einzige, der noch in seiner Straße lebt

Jeden Freitag besucht Viorica Nicolaie Sapojnik. Die Straße, die zu seinem Dorf führt, ist unbefestigt und voller Schlaglöcher. Während am Autofenster Weinberge, Eselskarren und wilde Nussbäume vorbeiziehen, erzählt sie, in welchem kritischen Zustand sie Nicolaie vor einem halben Jahr aufgefunden hat. Er konnte nicht mehr aus dem Bett aufstehen, nachdem sich in seinen Beinen ein Blutgerinnsel gebildet hatte. Der alte Mann ist heute der Einzige, der noch in seiner Straße lebt. Seine Frau ist vor vier Jahren gestorben, der Sohn arbeitet in Russland und hat seit mehreren Jahren nicht mehr angerufen. Heute bezieht Nicolaie eine Pension von vierzig Euro im Monat. Er ernährt sich hauptsächlich von Brot, Konserven und Instantnudeln. Seine Dreizimmerwohnung hat kein fließendes Wasser, kein Klo. Nicolaie hat stattdessen ein Loch in einen Holzstuhl gesägt, ihn mit Klarsichtfolie umspannt und einen Kübel daruntergestellt. Wasser muss er von einem Brunnen im Dorf holen. Doch seit

Elizaveta, 84, bot ihren Besuchern Hühnersuppe an. Weil sie ihr Haus nicht mehr bewirtschaften kann, haben Nachbarn sie bei sich aufgenommen.





In Strășeni Tageszentrum treffen sich jene, die ihren Alltag nicht mehr alleine meistern.

dem vergangenen Winter ist er auf Hilfe angewiesen und verlässt das Haus nur noch selten. Ohne Vioricas Pflegeteam könnte er sich nicht einmal Holz und Kohle leisten. Seine größte Angst sei der kommende Winter, erzählt er.

In den ländlichen Regionen Moldaus fehlt es an Existenzialen, an Dingen, die anderswo in Europa selbstverständlich sind. Laut dem nationalen Statistikamt haben 86 Prozent der alten Menschen auf dem Land keine Dusche und kein Badezimmer, in 77 Prozent der Häuser findet sich kein Klo. Und 96 Prozent der Alten auf dem Land heizen noch immer mit einem Holzofen. Wenn es Nicolaie zumindest jeden zweiten Tag warm haben möchte, braucht er für die vier kältesten Wintermonate eine Tonne Kohle und drei Kubikmeter Holz. Um die Rechnung von 250 Euro dafür zu bezahlen, müsste er sechs Monate lang seine Pension zur Seite legen. »Früher, mit meiner Frau, war es einfacher, über die Runden zu kommen«, sagt er. In den Ställen, die heute morsch und verwachsen sind, hielten sie einst Hühner, Ziegen, Schafe und sogar ein Pferd. Ihr Geld verdienten sie auf einer nahen Kolchose, einem landwirtschaftlichen Großbetrieb in Staatsbesitz. »In der Sowjetunion war die Arbeit

hart, aber das Überleben gesichert«, sagt er. Er vermisst die Stabilität und den Zusammenhalt im Dorf. Heute weiß er nicht mehr, was morgen kommt. »Ich möchte sterben«, sagt er mit ausdruckslosem Blick. Über seinem Auge hängt der milchige Schleier des Grauen Stars. Viorica drückt seine Hand: »Es ist zu früh, um an den Tod zu denken, Nicolaie.«

Zur Zeit des Kommunismus wurde die Republik Moldau aufgrund ihrer fruchtbaren Böden auch »Garten der Sowjetunion« genannt. Trotz geringer Fläche fand hier die Produktion von Gemüse und Früchten für die 293 Millionen Sowjetbürger statt. Mit der Unabhängigkeit im August 1991 kam die Privatisierung. Zwei Drittel des Staatseigentums wurden neu verteilt. Ehemalige Kolchosearbeiter bekamen kleine Parzellen zugewiesen, die sie nun selbst bewirtschaften konnten. Eine neue Schicht von Kleinbauern entstand, der es jedoch an Maschinen fehlte. Die landwirtschaftliche Produktion und die Industrie brachen zusammen. Die Menschen versteckten sich in Güterzügen und Lkws, um fortan vom Ausland aus ihre Familie ernähren zu können.



• Heute muss keiner mehr Schlepper bezahlen, der in die EU will. Von Moldaus Hauptstadt Chișinău aus fahren täglich Busse in den Westen.

Heute muss keiner mehr einen Schlepper bezahlen, der in die Europäische Union möchte. Von der Hauptstadt Chișinău aus fahren täglich Busse gen Westen, die meisten nach Italien, Spanien oder Portugal. Das hat sprachliche Gründe. Rumänisch, die Amtssprache Moldaus, ist eine romanische Sprache, die dem Italienischen nahe ist. Zur Begrüßung ruft man einander »salut« und zur Verabschiedung »la revedere« zu.

Auch Strășeni hat eine direkte Busverbindung ins norditalienische Padua. Die Kleinstadt auf halbem Weg zwischen Chișinău und der rumänischen Grenze im Westen hat heute 20.000 Einwohner. Hier parkt Vioricas Geländewagen, wenn sie am Abend mit Andrei von den Dörfern zurückkommt. Zu Hause warten ihre elfjährige Tochter Elena, der 19-jährige Sohn Ion und ihr Mann Vasile. Seit kurzem sind Viorica und Vasile, die seit zwanzig Jahren verheiratet sind, Kollegen. Auch er hat in der Altenpflege Arbeit gefunden. Mit einem Kleinbus chauffiert er alte Menschen, die abseits von Strășeni wohnen, zum Arzt oder in die Stadt. Weil das Geld für die Familie trotzdem nicht reicht, arbeitet er an den Wochenenden oder in der Nacht als Taxifahrer. Vioricas Sohn Ion will sich demnächst einen rumänischen Pass ausstellen las-

sen, ein Ticket für legale Arbeit in Europa. Hundert Euro muss er dafür hinlegen, vier bis acht Monate wird er auf die Staatsbürgerschaft warten. Dass die meisten Jungen wie Ion denken, bestätigt ein Rundgang im Park. Von allen Seiten hört man, dass die Ausreise bereits geplant ist oder man nur einige Wochen zu Besuch in Strășeni ist.

Jungen Familien bleibt kaum eine andere Wahl. Das monatliche Durchschnittseinkommen liegt auf dem Land bei siebzig bis hundert Euro und somit nur knapp über dem Existenzminimum. Das Einstiegsgehalt eines moldauischen Lehrers beträgt 2.600 Lei, etwa 118 Euro. Dazu kommt die weitverbreitete Korruption. 2014 wurde Moldau von einem Bankenskandal erschüttert, bei dem umgerechnet mehr als eine Milliarde US-Dollar und somit 15 Prozent des Bruttosozialprodukts spurlos verschwanden. Der »Diebstahl des Jahrhunderts« hat das Vertrauen der Bevölkerung in die Politik nachhaltig erschüttert. Aber weder die proeuropäische Elite noch die Kommunistische Partei bekommen die Inflation in den Griff. Der Strompreis hat sich heuer um 37 Prozent erhöht, Gas ist um 27 Prozent teurer geworden. Die Supermarktpreise für Gemüse haben sich gar verdoppelt, während Pensionen und Gehälter gegenüber dem Vorjahr gleich geblieben sind. »Hier lebt man nicht, sondern überlebt gerade noch«, ist ein Satz, den man immer wieder hört.

#### Stundenlohn von fünfzig Cent

Viorica versteht, dass ihr Sohn abhauen will. In Strășeni gibt es weder Arbeit noch eine Disco. Wer jung ist und ein Auto hat, rast auf einer der wenigen asphaltierten Straßen auf und ab oder zieht quietschend »Donuts« auf dem Parkplatz. Eine rostige Eisenbahnbrücke verbindet die Stadt mit dem ehemaligen Industriegelände, das heute wie ausgestorben ist. Früher wurden hier Sanitäranlagen, Kühlräume, Socken und Eiscreme produziert und in den Osten exportiert. Heute stehen die Fabriksgebäude leer. Die Scheiben sind eingeschlagen, ganze Areale überwuchert. Hier und da hat sich doch eine Firma niedergelassen, weil die Arbeitskräfte billig sind. In der größten Textilfabrik der Stadt arbeiten immerhin etwa dreißig Näherinnen. Ab einem Stundenlohn von fünfzig Cent produzieren sie wasserfeste Uniformen für die italienische Polizei.

Wie aber überleben jene Menschen, die zu alt zum Auswandern sind? Seit 2003 steht in Strășeni ein Tageszentrum für alte Menschen, finanziert von ausländischen Sponsoren, die meisten davon aus den Niederlanden und Österreich. Viorica ist eine von 33 Mitarbeitern. Das Zentrum hilft Menschen, die ihren Alltag nicht mehr alleine meistern können, gemeinsam lenkt man sich ab. Von den Stromrechnungen und den mickrigen Pensionen, die zu Hause warten. Jeden Mittwoch kommt eine Psychologin vorbei. »Die Menschen erzählen mir von den Zuständen nach dem Zweiten Weltkrieg, und dass es heute für sie



Acht Personen besucht Viorica am Tag, vierzig in der Woche. Seit acht Jahren.

sogar schlimmer ist«, sagt sie. In Strășeni gibt es einen Supermarkt, der 24 Stunden offen ist, aber die wenigsten Alten können sich dort etwas leisten. Wer noch mobil ist und die Eisenbahnbrücke überqueren kann, geht zum Sonntagsmarkt, wo ein Kilo Kartoffeln rund 14 Cent kostet. Am Ende jeder Sitzung fragt die Psychologin: »Wem vertraust du am meisten?« Der Großteil der Alten antwortet: »Gott«. Viorica kann das gut verstehen. Sie geht jeden Sonntag in die Kirche und glaubt fest daran, dass dort ihre Gebete erhört werden. Manchmal bittet sie den Priester nach dem Gottesdienst darum, in eines der Dörfer zu fahren und jenen Alten, die nicht mehr das Haus verlassen wollen, gut zureden.

Im Tageszentrum schaut der Priester nur dann vorbei, wenn jemand im Sterben liegt. Dann parkt sein dunkler Wagen neben Vioricas Jeep, und die Alten im Flur tuscheln miteinander, wen er wohl besucht. Zwei Sitzbänke flankieren den Eingang, Frauen mit bunten Kopftüchern und dicken Strickjacken sitzen hier Männern in viel zu großen Sakkos gegenüber. Darüber haben die Pfleger Fotocollagen aufgehängt: die Alten beim Tanzkurs, die Alten beim Singen, die Alten beim Basteln. Es riecht nach Dille, Kraut und Paprikaeintopf. Katja, die mit ihren Freundinnen in der Küche Bottiche voller Kartoffeln und Zwiebeln schält, erzählt von ihrer einzigen Tochter, die heute in der Türkei lebt. »Mama, ich habe hier keine Zukunft. Ich werde gehen, aber nie aufhören, dich zu unterstützen«, hat ihr die Tochter einst unter Tränen versprochen. Aber das Leben im Ausland war hart. Irgendwann bekam sie selbst Kinder. Heute besucht sie ihre Mutter alle vier Jahre und kann ihr nur in äußersten Notfällen ein wenig Geld schicken. Katja wäre damals gerne mitgegangen, gesteht sie. Sie ist geblieben, wegen Maria, ihrer zehn Jahre älteren Schwester. Maria ist geistig beeinträchtigt und hat Hautkrebs. In ihrem Gesicht wuchert ein Tumor, er bildet traubengroße Bläschen. Der Staat zahlt ihr dafür sieben Euro Sozialleistung pro Monat, das Geld reicht weder für Medikamente noch für eine Operation.

»Die, die unser Land heute regieren«, sagt Viorica, »haben die Alten vergessen«.

Anfang der Neunzigerjahre, als die Wirtschaftskrise Katjas Tochter ins Ausland trieb, war Maria in einem Behindertenheim in Transnistrien untergebracht; einem Landstreifen im Osten, nicht größer als das Burgenland, der sich 1992 in einem kurzen, aber blutigen Bürgerkrieg von Moldau abgespalten hat. »Vor Marias Haustür wurde geschossen. Ich konnte sie nicht dort lassen«, sagt Katja.

Obwohl Transnistrien bis heute von keinem Land der Welt anerkannt ist, geht es den alten Leuten dort besser, weil ein Teil ihrer Pension und Stromkosten von Russland bezahlt wird. Der bis heute ungelöste Konflikt zeigt, dass Moldau nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geopolitisch blockiert ist. 25 Jahre nach der Unabhängigkeit

ist die Republik noch immer zwischen der EU und Russland hin und her gerissen. Die Verarmung weiter Teile der Bevölkerung führt dazu, dass sich vor allem die alte Generation wieder nach einer kommunistischen Regierung sehnt. Die Sozialistenpartei spielt gekonnt mit der Nostalgie, indem sie eine Annäherung an Russland propagiert. »Die Alten erinnern sich an die Zeit, in der sie mit einem Rubel sechs Brotlaibe kaufen konnten. Sie erzählen, dass ihr Leben früher sicherer und stabiler war«, sagt Viorica. Und vermutet, dass der Großteil der Alten, bei denen sie ein und aus geht, die Sozialisten wählt. Viorica ist kein Mensch, der ihnen das auszureden versuchen würde. Sie ist Europa nicht abgeneigt, wünscht sich sogar, dass ihre Kinder dort eine gute Ausbildung bekommen. Auf der anderen Seite versteht sie, dass die Alten skeptisch sind. »Wer kann es ihnen übelnehmen?«, fragt sie. »Die, die unser Land heute regieren, haben die Alten vergessen.«

Der Winter ist in dem vom Staat unsubventionierten Altenzentrum in Strășeni noch etwas, auf das man sich vorzubereiten hat. In der Küche stehen Fünf-Liter-Einweggläser voll mit eingekochten Zwiebeln, Karotten, Kartoffeln. In die Dörfer müssen Holz, Kohle und Gas geliefert werden, vor der Tür des Zentrums sammeln einige Bewohner noch schnell Kastanien für ihre Ziegen. Nur Feodora kann es kaum erwarten, bis es schneit. 17 Jahre lang hat sie den Schnee nur gefühlt, nicht gesehen. Die 77-Jährige erinnert sich noch an die Panik, die sie einst verspürte, als sie unerwartet erblindete. Als Viorica sie damals fand, waren die Wände der Küche schwarz vom Ruß des offenen Feuers, das die verzweifelte Frau jeden Tag entfacht hatte. Vor einem halben Jahr hat eine niederländische NGO ihr Geld für eine Augenoperation gespendet. 550 Euro, für moldauische Verhältnisse ein kleines Vermögen. Jetzt steht Feodora auf ihrer Holzveranda, von der die blaue Farbe abblättert, und blinzelt zu den Ästen des alten Nussbaums hinauf. »Ich habe es so vermisst, die Vögel zu sehen«, sagt sie. Und zeigt ein zahnloses Lächeln. •



#### Die Autorin empfiehlt

Urlaub im Altersheim. Und zwar in den Holzhütten von Strășeni, zu finden unter »Castania Holiday Homes Moldova«. Die Hütten sind gemütlich, günstig – und der Erlös kommt der Pflege der alten Menschen von Strășeni zugute.